

bearbeitet werden können, ist nicht denkbar. Der Rezensent meint aber, daß an einem Forschungsinstitut für deutsche Sprache Arbeitstempo nicht das einzige Kriterium sein muß. Denn er ist sicher, daß das „schlichte Landvolk der Schlesier“ (so genannt in Bd II, 1.12) bei direkter Befragung zu viel weiter- und tiefergehender Dokumentation befähigt gewesen wäre; die Erfahrung, daß das „Landvolk“ gar nicht so „schlicht“ ist, hat bisher noch jeder Explorator machen können.

Hier dem Bearbeiter einen Vorwurf machen zu wollen, wäre ungerecht; er gilt allein dem Herausgeber, dessen Name in den Titelblättern immerhin doppelt so oft als der des Bearbeiters und seiner Mitarbeiter genannt ist. Er scheint sich von Anfang an nicht klar gewesen zu sein, daß ein Herausgeber nicht nur die Bände, sondern auch deren Inhalt herausgibt. Dem Bearbeiter wird jedermann bescheinigen können, daß er mit viel Phantasie und Energie das Beste aus den gegebenen Umständen gemacht hat: die schlesische Mundart wird nun in einem Atlaswerk dargeboten, das sich trotz allem sehen lassen kann.

Besprechungen und Anzeigen

Cyrillo-Methodiana. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slaven. 863—1963. Im Auftrage der Görresgesellschaft herausgegeben von M[anfred] Hellmann, R[einhold] Olesch, B[ernhard] Stasiewski, F[ranz] Zagiba. (Slavistische Forschungen, Band 6.) Böhlau Verlag. Köln, Graz 1964. VIII, 505 S., 34 Taf. m. Abb., 2 Faltktn.

In dem ersten Aufsatz des Sammelwerkes behandelt Karl Bosl „Probleme der Missionierung des böhmisch-mährischen Herrschaftsraumes“ (S. 1—38, dazu eine Faltkarte mit Plan von Neutra). Bei so weit gefaßtem Thema darf man keine neuen konkreten Erkenntnisse erwarten. Aber manche Wertungen, Urteile und Formulierungen fordern zum Widerspruch heraus. Besonders in der Darstellung der Slawenlehrer ist manches unstimmig, manches anfechtbar, manches verworren; geschmacklos finde ich unter anderem die Bezeichnung Wichings als einer „Laus im Pelze des slavischen Metropolitanverbandes“ (S. 20).

Viktor Burr schildert in eingehender Interpretation der Quellen den Konflikt zwischen Methodius und den bayerischen Bischöfen (S. 39—56).

P. Devos und P. Meyvaert präzisieren in subtiler Beweisführung die Datierung der „Legenda Italica“ auf die Zeit zwischen Mitte 876 und 15. Dez. 882 und rücken sie damit näher als man bisher getan hat an das Datum der Ankunft Methods in Rom heran, die für ihn „la plus ignominieuse et la plus triomphale de sa carrière“ war — die des Jahres 880 (S. 57—71).

Ivan Dužev vergleicht in seinen „Note sulla Vita Constantini-Cyrylli“ (S. 72—84) zuerst das am Ende von Kap. 3 der Vita mitgeteilte Gebet mit seiner Quelle (Sap. Sal. Kap. 9) und gibt dann aus der Vita des georgischen Mönches Ilarion und aus einer Predigt des Johannes Chrysostomus Beispiele für eine großzügige Stellungnahme griechischer Kirchenmänner in der Sprachenfrage. Die von anderen Quellen nicht bestätigten Hinweise der Vita Constantini auf

eine Liturgiesprache der Avaren und Chazaren verteidigt Dujčev mit der Bemerkung, daß Konstantin und Method und somit auch die Verfasser ihrer Viten in bezug auf diese Völker sehr gute Informationen zu ihrer Verfügung hatten.

Francis Dvornik gibt unter dem Titel „Byzantium, Rome, the Franks, and the Christianization of the Southern Slavs“ (S. 85—125) einen Überblick über die Geschichte der politischen und kirchenpolitischen Auseinandersetzung der slawischen Völker Südosteuropas (einschließlich der Mährer) mit den sie umgebenden kirchlichen und politischen „Großmächten“ von 517 bis 880.

In einer knappen, aber sorgfältigen Untersuchung beantwortet Ambrosius Esser in überzeugender Weise die Frage: „Wo fand der heilige Konstantin-Kyrrill die Gebeine des heiligen Clemens von Rom?“ Er bestätigt die These, die Bertier de la Garde 1893 vertreten hat: es war eine flache Insel in der sogenannten Kosakenbucht nahe beim alten Cherson, die zu Beginn unseres Jahrhunderts noch vorhanden war, inzwischen aber durch Einwirkung der Brandung und durch Senkung des Meeresbodens verschwunden ist. Der Bericht der „Korsuner Legende“ stimmt mit dieser Lokalisierung gut überein (S. 126—147, Tafel 1 und 2).

Franz Grivec, der die Veröffentlichung des Bandes nicht mehr erlebt hat, stellt unter dem Titel „Erlebnisse und Forschungsergebnisse“ (S. 148—160) die Ergebnisse seiner vierzigjährigen Forschungsarbeit zur Biographie und Theologie der Slawenlehrer thesenartig zusammen. Mit Nachdruck warnt er davor, die Slawenlehrer, die einen christlichen Universalismus vertraten, zum Patron eines wie auch immer gearteten Nationalismus zu machen. Ihr Verhältnis zu Photius bestimmt er in Auseinandersetzung mit Dvornik dahingehend, daß sie keine Parteigänger, aber auch keine Gegner des Photius gewesen seien. „Das großartige Werk der Slavenmission“ war „erhaben über innere byzantinische Zwistigkeiten“ (S. 157).

Manfred Hellmann zeigt in seinem Beitrag „Der Begriff ‚populus‘ in der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*“ (S. 161—167), daß dieser Begriff das Kirchenvolk im ganzen oder, wo er im Plural gebraucht wird, das Kirchenvolk einer Diözese oder eines Pfarrsprengels bezeichnet, im Unterschied zu *gens*, das die Gesamtheit eines Stammes (etwa der slawischen Karantanen) meint. Daß der Begriff der *gens* von dem des *populus* deutlich unterschieden wird und daß *populus* eine kleinere Gruppe bezeichnet als *gens*, wird man zugeben müssen; daß diese kleinere Gruppe aber immer das „Kirchenvolk“ meint, scheint mir nicht so sicher, besonders im Hinblick auf Conv. 4, 7 und 8. Ich möchte meinen, daß *populus* eine irgendwie „formierte“ Bevölkerung ist; aber diese Formiertheit braucht wohl nicht unbedingt kirchlich bestimmt zu sein und ist es an den genannten Stellen m. E. auch nicht. Auch in Conv. 10 dürfte diese etwas weitere Bestimmung des Begriffsinhaltes vorzuziehen sein.

Der Abt von Niederaltaich, Emmanuel Heufelder, schildert die innere Nähe von benediktinischem und basilianischem Mönchtum (S. 168—177). Daß Theodor von Studion der letzte Vertreter dieser „basilianischen“ Richtung im byzantinischen Orient gewesen und daß schon bald nach seiner Zeit die „Erlebnismystik“ in Konstantinopel „endgültig“ zur Herrschaft gekommen sei, ist vielleicht etwas zu viel gesagt. Die beiden Richtungen bestanden auch im byzantinischen Mönchtum weiterhin nebeneinander, und gerade die Studionregel

wurde im 11. Jh. der koinobitischen Reform des Kiever Höhlenklosters zugrunde gelegt. Das wäre kaum möglich gewesen, wenn das Mönchsideal des Basilius damals in Konstantinopel keine Anhänger mehr gehabt hätte. Die Grundthese des Benediktinerabtes wird durch diese Bemerkung nicht angegriffen, sondern noch weiter gestützt.

Kurt Holter behandelt die Grundlagen der karolingischen Buchmalerei in Salzburg unter der Fragestellung „Insular oder italienisch?“ Sein Ergebnis lautet: Diese Fragestellung selbst ist überspitzt und überholt. „In Salzburg befand sich ein Kreuzungspunkt der verschiedenen Kulturlinien, deren Elemente sich in der Buchmalerei der Frühzeit in überraschender Deutlichkeit heraus-schälen lassen“ (S. 178—198; Tafeln 3—10).

István Kniezsa bestreitet, in Auseinandersetzung mit Jan Stanislav, daß es auf dem Boden der heutigen Slowakei Traditionen gegeben habe, die Beziehungen zur Tätigkeit der Slawenlehrer hatten (S. 199—209). Er schildert dabei die drei Schichten eines byzantinischen Christentums im alten Ungarn; keine von ihnen läßt sich seiner Meinung nach mit der Tätigkeit der Slawenlehrer verbinden. Interessant ist seine als Frage formulierte These, daß die aus dem Sazava-Kloster vertriebenen Mönche von 1055 bis 1061 in dem russischen Kloster in Višegrad Zuflucht gefunden haben könnten.

Josef Mass stellt zusammen, was wir aus den verschiedenen Quellen über Bischof Anno von Freising und seinen Anteil an der Verhaftung, Verurteilung und Gefangenhaltung Methods wissen (S. 210—221).

Ágnes Sós schildert auf Grund der Ausgrabungen von Zalavár am Platten-see, der Residenz Privinas und Kocels, die in den alten Quellen Mosapurc genannt wird, die ethnischen und politischen Verhältnisse, die zur Zeit der Slawenlehrer in diesem Raum geherrscht haben. Sie glaubt nicht an eine weitgehende Eindeutung jenes Gebietes in der Zeit vor der ungarischen Landnahme, sondern meint, daß das slawische Element hier vor und noch lange nach der ungarischen Landnahme bestimmend war. Andererseits kann der Privina-Besitz nach ihrer Meinung aber auch nicht als selbständiges slawisches „Staatsgebilde“ in Transdanubien bezeichnet werden (S. 222—261, Tafeln 11—26).

Hermann Vettters berichtet über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen am Salzburger Dom, die neuen Aufschluß über die Eigenart und die erstaunliche Größe des unter Virgil in den Jahren 767 bis 774 gebauten ersten Domes gaben. Die Bauformen zeugen von intensiven Beziehungen zum langobardischen Süden und vom Fehlen solcher Beziehungen zum Fränkischen Reich. Nur die Größe des Domes ist wohl nicht zufällig nahezu identisch mit der der etwa gleichzeitig aufgebauten fränkischen Krönungskirche St. Denis in Paris. So wird der Virgildom zu einem Symbol der politischen und kulturellen Beziehungen Bayerns am Vorabend seiner Eingliederung in das Fränkische Reich (S. 262—273, Faltkarte 2, Tafel 27—34).

Franz Zagiba schildert die Bedeutung des Patriarchats Aquileja im Werk der Missionierung der Slawen und des Aufbaues ihrer kirchlichen Kultur. Auf die Bauformen der Kirche in Mosapurc, auf die scheinbare Zickzackpolitik der Päpste hinsichtlich der Zulassung und des Verbots der slawischen Liturgiesprache, auf die Entstehung der Kiever Blätter und manche anderen Probleme fällt dabei neues Licht (S. 274—311).

Adolf Ziegler untersucht den Begriff des in dem Brief des Papstes Johann VIII. an Bischof Anno von Freising erwähnten Konsensrechtes der Freisinger Priester. Er zeigt, daß dies ein geläufiger und wichtiger kirchenrechtlicher Terminus war und daß deshalb keinerlei Anlaß besteht, *consensus* in *consensus* zu ändern, wie Grivec vorgeschlagen hat. Das Rechtsgeschäft, das Anno zum Unwillen des Papstes ohne den Konsens seiner Priester durchgeführt hat, kann nicht das Bischofsgericht über Method im Jahre 870 gewesen sein; es ist nach Ziegler auch sehr unwahrscheinlich, daß es eine Verurteilung Methods zu einer Kerkerhaft in Freising gewesen sei (S. 318—328).

Den 16 geschichtlichen folgen zehn philologische Studien. Henrik Birnbaum behandelt die Sprache der Methodvita. Er kommt zu dem Ergebnis, daß ihre Syntax der kirchenslawischen Norm entspricht. Syntaktische Gräzismen weisen nicht auf eine griechische Textvorlage, sondern sind daraus zu erklären, daß sich die kirchenslawische Literatursprache am Vorbild des Griechischen entwickelt hat (S. 329—361).

Klaus Gamber betrachtet die Kiever Blätter aus der Sicht des Liturgiehistorikers. Gegen die bisher geltende Annahme, daß das Sakramentar von Padua (um 840) die Vorlage der in den Kiever Blättern erhaltenen Übersetzung war, zeigt er, daß die Kiever Blätter auf ein noch älteres Sakramentar zurückgehen, das im Patriarchat von Aquileja und darüber hinaus weit verbreitet war. Es ist nicht vollständig erhalten, kann aber auf Grund zahlreicher Fragmente, besonders auf Grund des Sakramentars von Salzburg aus der Zeit nach 800, wiederhergestellt werden. Das Fehlen des Canon in den Kiever Blättern erklärt Gamber damit, daß dieser in der Messe wahrscheinlich lateinisch gesprochen worden sei (vgl. zu dieser Frage auch den oben genannten Beitrag von Zagiba). Immerhin läßt er die Möglichkeit offen, „daß in den Kiever Blättern, wie in verschiedenen Messbüchern des 9. Jahrhunderts, der Canon an der Spitze der Handschrift gestanden hat und uns somit in seiner glagolitischen Fassung verlorengegangen ist“. Im Anhang wird eine Rekonstruktion der lateinischen Vorlage der Kiever Blätter gegeben (S. 362—371).

Emil Georgiev behandelt (in russischer Sprache) die vieldiskutierte Nachricht der Vita Constantini, Kap. 8, daß Konstantin in Cherson ein Evangelium und einen Psalter „rosskimi pis'menami“ gefunden habe. Unter Hinweis auf die zeitliche Nähe dieses Krimaufenthaltes der Slawenlehrer zur ersten Taufe der Russen meint Georgiev, daß es sich hier nur um die slawische Sprache und Schrift handeln könne. Er führt besonders chronologische Erwägungen zum Beweis an: eben in diesem Jahr (860) erschienen die Russen zum ersten Male vor den Mauern Konstantinopels. Die Beweisführung kann aber nicht überzeugen. Denn die Quellen, auf die er sich beruft, bezeugen gerade, daß die Russen in diesem Jahr noch weit davon entfernt waren, sich taufen zu lassen (S. 372—381).

Josef Hamn gewinnt aus einer literarischen Analyse der kirchenslawischen Übersetzung des 129. (130.) Psalms den Eindruck „makelloser Vollkommenheit“ der Übersetzung „in Rhythmus und Komposition“. Die Übersetzung Konstantins überrage die griechische Vorlage. Die Analyse und dieses Werturteil können nicht ganz überzeugen; die Übersetzung des Psalms gibt die griechische Vorlage Zeile für Zeile, Wendung für Wendung, fast Wort für Wort wieder. Ich sehe

hier eine hervorragende übersetzerische, aber keine eigentlich dichterische Leistung (S. 382—392).

Valentin Kiparsky behandelt von neuem die alte Streitfrage nach dem Ursprung des glagolitischen Alphabets. Er referiert die Auffassung seines verstorbenen Schülers Tschernochvostoff, nach der die glagolitische Schrift nicht die Fortentwicklung eines älteren Alphabets, sondern frei erfunden sei. Bei der Erfindung der Buchstaben aber habe Konstantin sich vor allem von den drei wichtigsten christlichen Symbolen leiten lassen, dem Kreuz, dem Kreis und dem Dreieck. In der knappen Form, wie die These hier dargeboten wird, vermag sie mich (in ihrem zweiten Teil) nicht zu überzeugen (S. 393—400).

Auch Wilhelm Lettenbauer behandelt das Problem der glagolitischen Schrift. Ohne eine eigene neue Lösung anzubieten, gibt er einen kritischen Bericht über vier Arbeiten zu dieser Frage, die im letzten Jahrzehnt erschienen sind (von Granstrem, Thorvi Eckhardt, Lettenbauer, Fučić) (S. 401—410).

Stefan Sakač vergleicht die beiden Fassungen des Briefes Hadrians II. an die slawischen Fürsten („Gloria in excelsis Deo“). Er erklärt die Unterschiede aus der Verschiedenheit der literarischen Gattungen, in denen die beiden Fassungen überliefert sind: die längere Fassung in der Vita des Method, die kürzere in einer Lobrede auf die Slawenlehrer. Dabei wird diese Lobrede neu datiert und lokalisiert: sie ist nach Sakač nicht 885 in Mähren, sondern um 893—896 in Bulgarien entstanden. Für ihren Verfasser hält er den Presbyter Konstantin, der seit 893 Bischof in Preslav war (S. 411—431).

Johann Schröpfer zeigt eine interessante byzantinisch-armenische Parallele zu der in der Vita Methodii Kap. IX berichteten Anekdote von der schlagfertigen Antwort des Methodius an Ludwig den Deutschen, als dieser feststellt, daß Methodius beim Streit mit den bayerischen Bischöfen ins Schwitzen gekommen ist. Es bleibt zu fragen, ob die aufgezeigte Parallele auch wirklich die Quelle für die Anekdote über Methodius oder für die Antwort des Methodius war. Schröpfer scheint das letztere anzunehmen; ich bin skeptisch (S. 432—439).

Adolf Stender-Petersen verfolgt die kyrillo-methodianische Tradition in Polen. Auf Grund einer Analyse der Sprache, der dichterischen Technik, der theologischen Terminologie und des theologischen Gehalts der ältesten tschechischen und polnischen Dichtungen kommt er zu der Überzeugung, daß die polnische Bogurodzica-Hymne auf kirchenslawische Tradition zurückgeht und daß mindestens die beiden ersten Perioden der Hymne von dem hl. Wojciech (Adalbert) stammen, dem er auch den ältesten tschechischen Hymnus „Hospodine, pomiluj ny!“ zuschreibt (S. 440—469).

Im letzten Aufsatz des Bandes schildert Boris Unbegaun das wichtigste kyrillo-methodianische Erbe in Rußland. Er beschreibt das komplizierte Wechselverhältnis zwischen dem genuinen Ostslawisch und der kirchenslawischen Liturgie- und Literatursprache durch das Jahrtausend ihrer Symbiose und den erstaunlich großen Anteil, den das Kirchenslawische bis zum heutigen Tage an den Worten und Formen der russischen Literatursprache hat (S. 470—482).

Zwei ausführliche Register (S. 483—505), 34 Tafeln und zwei Faltkarten beschließen den gewichtigen und wertvollen Band.